

Konstantin Kavafis

Als die Barbaren nicht kamen

Wie Konstantin Kavafis mir mit einem Gedicht weiterhalf

Von Lars Weisbrod

Aus der ZEIT Nr. 47/2020 11. November 2020 

Fünf Nächte waren schon vergangen, die ich verbracht hatte vor den Nachrichtensendern und zitternd vor meiner Timeline, wo ich die Tweets der gerade angesagtesten Statistiker verfolgte; die Journalisten, selbst die von Fox News [<https://www.zeit.de/kultur/2020-11/fox-news-us-wahl-donald-trump-falschinformationenn-medien-medienaktivismus-konservativ>], hatten soeben erleichtert Joseph R. Biden zum Sieger erklärt, als ich in dieser Timeline ein Gedicht fand, jemand, ich weiß nicht mehr, wer, hatte es da hineingetwittert. *Warten auf die Barbaren* lautete der Titel, ich kannte es nicht. Es ist verfasst als Gespräch zwischen einem, der fragt, und einem, der antwortet, und es beginnt mit diesen Zeilen:

"– Worauf warten wir versammelt auf dem Markt?

Es sollen heute die Barbaren kommen.

– Warum herrscht im Senate diese Tatenlosigkeit?

Was sitzen diese Senatoren da und geben nicht Gesetze?

Weil heute die Barbaren kommen.

Welcherlei Gesetze sollen die Senatoren noch erlassen?

Wenn die Barbaren hier sind, geben sie Gesetze."

Der naive Fragensteller erkundigt sich im Laufe des Gedichts noch mehrmals nach den merkwürdigen Vorgängen. Warum sitzt der Kaiser am größten Tor der Stadt? Warum laufen die Konsuln und Prätores heute "in den roten, den bestickten Togen" herum? "Warum erscheinen denn die tüchtigen Rhetoren nicht wie je, / halten Reden und verkünden ihre Meinung?" Die Antwort bleibt

die gleiche, und je öfter die zweite Stimme sie wiederholt, desto klarer tritt hervor, dass nicht Furcht den Ton angibt, sondern eine unwahrscheinliche Hoffnung: Na, weil die Barbaren kommen! Bis das Gedicht schließlich eine Wendung nimmt: Der Fragende bemerkt, wie die Plätze sich wieder leeren und alle tief besorgt zurück nach Hause gehen; wieder will er wissen, warum. Die Antwort, mit der das Gedicht schließt:

"Weil es nachtete und die Barbaren nicht gekommen sind.

Und von den Grenzen trafen Leute ein, und die berichteten, Barbaren gebe es nicht mehr."

Und dann, nach einer Pause, schiebt der Antwortgeber hinterher:

"Was denn soll nun aus uns werden ohne die Barbaren.

Irgendeine Lösung waren diese Menschen."

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 47/2020. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen. [<https://www.zeit.de/2020/47/index>]



Ich googelte. Der griechische Dichter Konstantin Kavafis schrieb das Gedicht 1898, als er, wie viele seiner Zeitgenossen, kurz vor der Jahrhundertwende von einer "Zivilisationsmüdigkeit" erfasst wurde. Sie rührte aus dem "Mißtrauen gegenüber einer ungewissen Zukunft" und der "Ahnung, dem westlichen Denken wohne eine zentrifugale Kraft inne, die es auseinanderreißt", so hat das Michael Krüger hier in dieser Zeitung einmal geschrieben, über *Warten auf die Barbaren*. Eine weitere Jahrhundertwende und noch zwanzig Jahre später sprach das Gedicht nun eine Sorge aus, die ich mich nicht traute auszusprechen, nicht einmal allein mit mir vor dem Fernseher, auf dem, warum eigentlich, immer noch CNN lief [<https://www.zeit.de/kultur/2020-11/us-wahl-trump-biden-cnn-fox-glosse>]. Konnte es sein, dass ich in ein Loch falle, nun, wo Trump hoffentlich verschwinden wird? Ist das der einzige Fluch, den er mir hinterlässt? Vier Jahre waren eine lange Zeit, in der wir unser Denken und Tun, so unterschiedlich und gegenläufig es auch sein mochte, entlang derselben Linie ausgerichtet hatten, die von heute auf morgen nun zu verschwinden droht. Auch wenn wir uns sagen, dass die Grenze, die sie markiert, bleiben wird, dass man sie bloß nicht mehr so leicht ausmachen kann im Nebel – das ist, es tut mir leid, einfach nicht das Gleiche. Ich fürchtete mich davor, den Horizont aus den Augen zu verlieren.

Eine Lösung waren die Barbaren nie. Aber vielleicht kann trotzdem jemand an den Grenzen nachsehen, ob es sie noch gibt? Nur so, zur Sicherheit.